

# Auf der Schattenseite der Konjunktur : Gespräche mit Nesslauer Bergbauern

Autor(en): **Roth, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Toggenburger Annalen : kulturelles Jahrbuch für das Toggenburg**

Band (Jahr): **4 (1977)**

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-883800>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Auf der Schattenseite der Konjunktur. Gespräche mit Nesslauer Bergbauern

von Peter Roth / Fotos Heini Baumgartner, Nesslau



Toggenburger Haus mit Webkeller.

«In meinem eigenen Häusgen machte ich einen Webkeller zurecht, lernte selbst weben und lernte es nach und nach meine Brüder, so dass zuletzt alle ihr Brot damit verdienen konnten.» Näppis Ueli, der «arme Mann vom Tockenburg» und seine vier «unerzogenen Brüder» verdienten ihren Lebensunterhalt mit der Hausweberei. Bis in die abgelegensten Gegenden des Obertoggenburgs finden wir noch heute die Spuren dieser Heimindustrie des 18. Jahrhunderts: Niedere Fensterreihen im weissgekalkten Unterbau des Hauses, dahinter der feuchte Webkeller mit dem gestampften Lehmbooden.

Die industrielle Revolution des 19. Jahrhunderts brachte den Zusammenbruch der Hausweberei. Mechanische Webstühle arbeiteten schneller und billiger. Nun waren aber diese Weberheimetli zu klein, um eine ganze Familie allein von der Landwirtschaft zu ernähren. Und so hatten Fabrikanten und Fergger ein leichtes Spiel: Für einen Taglohn von Fr. 2.50 und

darunter (zwischen 1910 und 1920) arbeiteten diese Bergbauernfamilien nun für die Stickereiindustrie. 1910 standen allein in Nesslau 140 Handstickmaschinen. Weil diese sperrigen Apparate weder im Webkeller noch im Haus Platz fanden, musste meistens ein zusätzlicher Raum angebaut werden. Noch heute sind diese «Lokale» an ihren grossen Fenstern erkennbar.

Nach dem ersten Weltkrieg kam die Stickereiindustrie in Absatzschwierigkeiten. Als ob dies nicht genügt hätte, vergaben viele Fabrikanten und Fergger Stickaufträge an die noch billiger arbeitende Vorarlberger Bevölkerung. Wieder waren die Heimetli zu klein, wieder waren die Bergbauernfamilien in Not. Geld aufnehmen, das Heimetli belehnen, das war oft die einzig mögliche Rettung.

Zu kleine Wirtschaftsflächen und zu hohe Hypothekarverschuldung—wie werden Toggenburger Bauern im Jahr 1976 damit fertig?



Toggenburger Haus mit Sticklokal.

«I ha zwor en Hufe uf de Schufle, aber chomm hüt Zobed halt glich emol vebii», sagte mir Wendolin Scherrer am Telefon. Ich mache mich auf den Weg: Entlang der Hauptstrasse, quer durchs Dorf, vorbei am Amtshaus, rechts das Hotel Sternen (Prominententreff von Nesslau), links die evangelische Kirche und das Pfarrhaus. Dann zweigt die Strasse rechts ab. Schneit 30 Min., Jental 1 Std. 20 Min., Speer 4 Std., steht auf dem Wegweiser. Schneit, das ist eine typische Toggenburger Streusiedlung: Gehöfte in Rufweite und doch nicht so nah, dass man sich zu oft «ins Gheg» kommt.

Der Riese mit dem Sack hatte beim Verteilen der Häuser ein feines Gespür.

Die Strasse führt nun über die Thur. Gleich nach der Brücke rechts steht ein Gaden und daneben eine neu geschirmte «Budik». An der unteren Wand lehnen Hornschlitten und «Böcke», bereits geflickte und solche, die auf eine Reparatur warten.

Hermann Giger ist, etwas vereinfacht gesagt, im Winter Wagner und im Sommer Bauer. Das Wagnergewerbe betreibt er sozusagen «vom Tokter uus». Denn bereits als er 21 Jahre alt war, gab ihm Dr. Baumann aus Nesslau den Rat, eine andere Beschäftigung zu suchen. Die harte Arbeit eines Bauern sei für sein krankes Hüftgelenk nicht das Richtige.

So hat er denn drei Winter in verschiedenen Wagereien gearbeitet, zuletzt «bei einem Geschützwagner, mit dem ich Aktivdienst gemacht hatte». Er ist froh um seine Nebenbeschäftigung, denn mit 8 Kühen und 12 Stück Jungvieh ist sein Betrieb für heutige Verhältnisse an der unteren Grenze, «und mit de Huft bösereds ener wider».

In der «Budik» steht ein neuer Stosswagen und von der «Heubrögi» holt er einen «Bock und einen Milchschlitten. Das sind zusammen mit «Wagebrogge» und «Grasbären» die hauptsächlichen Geräte, die in seiner Werkstatt entstehen.



Streusiedlung Schneit.

Das krumm gewachsene Buchen- und Ahornholz für Kufen und Hörner der Schlitten sucht sich Hermann Giger selbst. «Das da stammt von einem Stock, den ich fast beim Chräzerli unten gefunden habe.» Dabei zeigt er auf ein Buchenbrett, auf dem bereits die Schablone zum Aussägen des Hornes liegt.

Obwohl er viele Teile mit der Maschine grob zurechtschneiden kann, ist zum feinen Ausschaffen viel Handarbeit nötig. So arbeitet er denn an einem Schlitten 16—18 Stunden, und trotzdem kostet ein fertiger Schlitten nur 200 Franken, wie ist das möglich? «Das Holz habe ich günstig, und für die Arbeit will ich nicht mehr als etwa 8 Franken Stundenlohn rechnen. Schliesslich sind meine Abnehmer fast alles Bauern — mehr möchte ich von Berufskollegen nicht verlangen.»

Dass seine Geräte nicht teuer und trotzdem gut gearbeitet sind, hat sich zwischen Ebnat-Kappel und Wildhaus herumgesprochen. Darum hat er Winter für Winter mehr als genug Arbeit. Er ist sogar darauf angewiesen, dass seine Frau dann das Vieh füttert.

So kann er von halb acht am Morgen bis fünf Uhr in der Werkstatt arbeiten.

Als ich ihn zum Schluss frage, ob er nun lieber Bauer oder Wagner sei, gibt er lachend zur Antwort: «Also im Winter habe ich es wie ein Fürst. Am Morgen im warmen Stall, tagsüber in der «Budik» und am Abend wieder im warmen Stall.»

Es geht gegen halb neun. Ich bin etwas zu früh in der «oberen Bürzlen», denn Wendolin Scherrer und einer der Buben, Fridolin, sind noch am Mähen.

Wendolins Mutter, sie ist jetzt 78, erzählt mir bei einer Tasse Kaffee und «Chrömli» von ihrer Jugendzeit auf dem Aemelsberg. Ihr Vater war Bauer, Holzer und Sticker. Die Kinder mussten «fädeln», abwechselungsweise von morgens fünf Uhr bis Schulanfang und nach der Schule bis abends zehn Uhr. Viel Geld habe das allerdings nicht gebracht.

Dann kommt Wendolins Frau. Zusammen mit Margrit, einer Tochter und dem jungen Wendolin hat sie «i de Weid obe s'Vech bsorget». Im Sommer ist sie mit dem Vieh auf der Alp und macht dort die ganze

Arbeit, ausser «chäse» — das ist Wendolins Sache, während der Nacht, zwischen zwei harten Arbeitstagen.

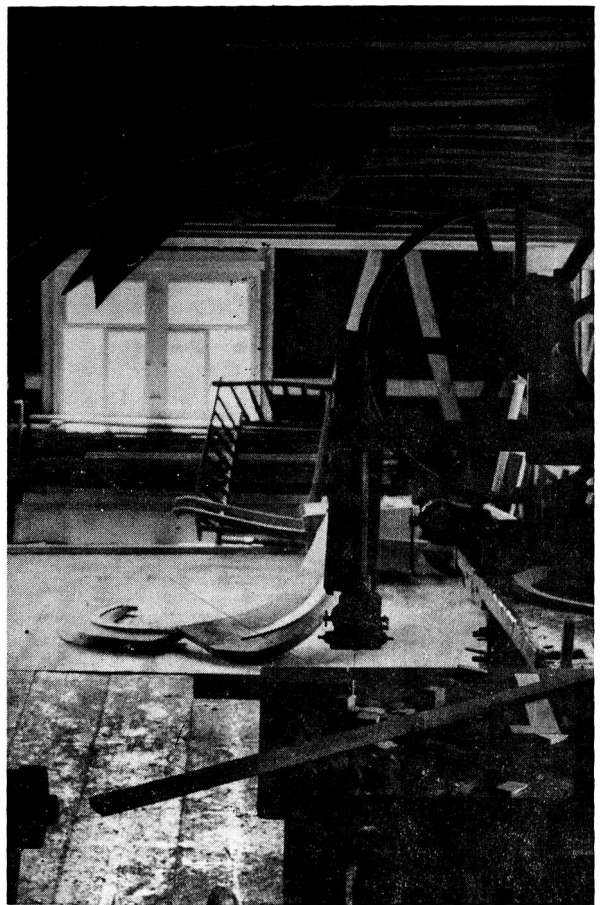
«Also ehrli gseit, meh isch nüme mögli», sagt mir Wendolin später, als wir allein am Tisch sitzen. Weil auf dieser Fläche für zwei Familien kein Einkommen mehr möglich ist, bewirtschaftet er das Heimet allein mit seiner Familie und vielen teuren Maschinen.

Das Wohnhaus ist eines der elf Gebäude, die dazu gehören. Es ist das einzige Gebäude, das das ganze Jahr gebraucht wird, alle andern nur einige Wochen. Dafür liegen sie während 6—7 Monaten unter dem Schnee. Das erfordert ständige Reparaturen und das kostet ein irrsinniges Geld. «Es ist eigentlich ein Leben für die Gebäulichkeiten», kommentiert er mit einem Anflug von Resignation. «Aber es gibt doch Subventionen und Investitionshilfen», wende ich ein.

Da habe ich aber in ein Wespennest gestochen. «Ich habe alle Strassen und Gebäude ohne Subventionen gebaut. Subventioniert werden die grossen Betriebe, vorab die Tallandwirtschaft. Subventioniert wird die Vergrösserung von Milchbetrieben im Ackerbaugbiet, wo die Milch aus den Melkaggregaten durch Röhren in die Tankwagen fliesst. Und für uns bleibt kein Geld, um unhygienische Ställe zu sanieren. Für



Budik mit Schlitten.



In der Budik.

uns bleiben Investitionskredite, die wir kaum zurückzahlen können, weil die Hypothekarzinsen das Bargeld auffressen.»

1951 betrug der Gesamtschätzungswert aller Landwirtschaftsbetriebe der Gemeinde Nesslau 7,3 Mio. Franken. Die gesamte Hypothekarverschuldung betrug im gleichen Jahr 6,6 Mio. Franken.

Das heisst: Im Durchschnitt gehört jedes Heimet zu 90 Prozent einer Bank.

Dr. Marcel Schwizer, «Die Berglandwirtschaft im Obertoggenburg»

Wendolin Scherrer bezahlt jährlich Zinsen, die  $\frac{1}{15}$  der Verschuldung ausmachen. Das heisst: Er bezahlt in 15 Jahren soviel Zinsen, wie die ganze Schuld ausmacht. Oder: Er bezahlt im Laufe seines Lebens Zinsen, die dreimal die Schuld ausmachen, ohne dass die Verschuldung um einen Franken kleiner wird.

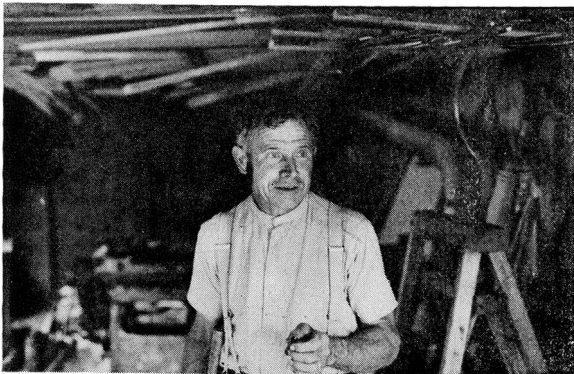
Vor einigen Jahren wollte Wendolin Scherrer Subventionen für einen Gaden. Die Fläche sei zu klein, wurde ihm beschieden. So baute er diesen Gaden eben ohne staatliche Unterstützung.

«Es gilt an dieser Stelle von Anfang an, allfällige Bedenken auszuschalten, dass es sich hier um eine Untersuchung im Sinne des bekannten Mansholt-Planes handelt, wonach nur noch leistungsstarke und grosse Betriebe gefördert werden sollten... Erklärtes Ziel dieser Untersuchung ist es, möglichst viele lebensfähige Betriebe im Toggenburg zu erhalten, wobei die Neben- und Zuerwerbsbetriebe nicht übergangen werden dürfen.»

Dr. R. Anderegg, Egnach, im «St. Galler Bauer» zur Untersuchung des Seminars für Agrarpolitik der HSG in vier toggenburgischen Gemeinden.



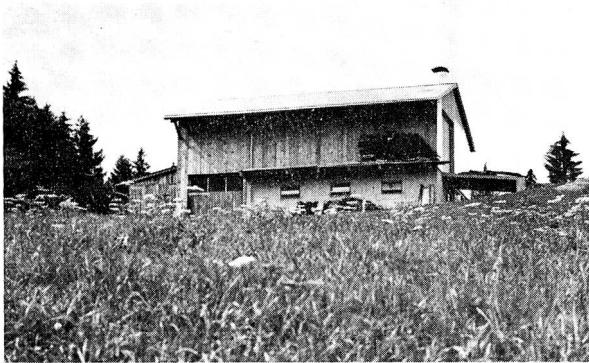
Grossmutter Scherrer.



Hermann Giger.

Dasselbe mit der Strasse. «Als ich vor zwanzig Jahren Subventionen für die Strasse wollte, hiess es, das sei Rutschgebiet und darum nicht subventionsberechtigt. Nachdem ich in unzähligen Stunden und mit viel Geld für Kies und anderes Material im Laufe der letzten zwanzig Jahre die Strasse selbst gebaut habe, soll sie plötzlich von der Gemeinde übernommen, geteert und quer durch meinen Boden verlängert werden. Als Zufahrt für andere, obwohl kein Wegrecht besteht. Ich dürfte dann die perimeterpflichtigen Strassensteuern bezahlen. Aber das können sie mit mir nicht machen. Ich werde mich wehren.»

«Und wie war denn das mit dem Skilift?» «Ja, dort habe ich fünf Jahre Widerstand geleistet. Natürlich, der Tourismus ist eine notwendige Verdienstquelle



Gaden von Wendolin Scherrer.

für unsere Berggebiete. Aber was man dadurch gewinnt und was dabei kaputt geht, das muss genau abgewogen werden. Ich musste mich entscheiden zwischen Skipiste und Landwirtschaft. Beides ist nicht möglich. Ohne richtiges Gras im Frühling und mit magerem Heu im Winter ist richtige Viehzucht nicht möglich.»

Weil es eine volkswirtschaftliche Notwendigkeit ist, dass auch diese obersten Heimetli bewirtschaftet werden, will er das Heimet seinen Buben erhalten, Rendite hin oder her.

«Wir arbeiten 14 und 16 Stunden am Tag und haben am Anfang und am Schluss des Lebens gleich viel. Man kann nicht alles nach der Rendite beurteilen. Es müssten viel mehr Leute ein eigenes Heimetli haben, und sei es noch so klein. Nur so erhält man eine Beziehung zur Natur, zum Boden und zur eigenen Arbeit, die man leistet. Hätten mehr Leute diese Beziehung, würden sinnlose Zeitvertriebe wie viele Sportveranstaltungen und Fernsehsendungen überflüssig.»

Als ich ihm beim Weggehen sage, dass ich in den nächsten Tagen auch bei Wendolin Giezendanner vorbeigehen werde, meinte er lachend: «Jo seb isch denn wider ganz en andere Wendeli.»

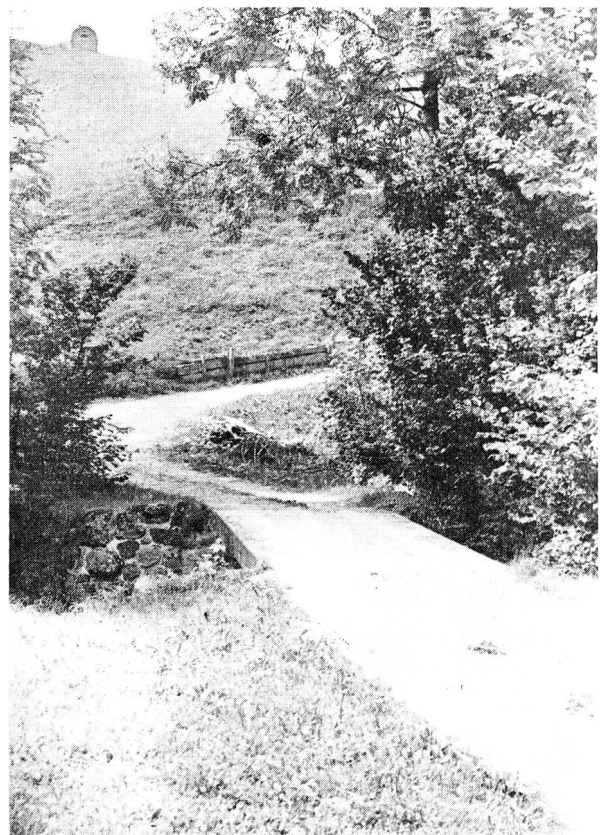
Den andern Wendolin treffe ich beim Heuen. Aber da sind keine schweren Maschinen, da ist keine Hetzerei, kein Lärm, da gibts keine ratternden Motoren und stinkenden Abgase.

Er steht leicht an seinen Rechen gelehnt. Aus seinem ruhigen, entspannten Gesicht schauen zwei freundliche Augen. Am Boden liegt ein Heuseil. Er ist offenbar im Begriff, das Heu einzutragen.

Trotzdem nimmt er sich Zeit. Wir setzen uns ans schattige Wegbord, und er erklärt mir ausführlich, wieso er möglichst viele Arbeiten von Hand macht. «Meine Tiere fressen halt das ‚Maschinenheu‘ nicht gleich gern. Es hat zuviel Dreck drin. Ausserdem schlagen die Maschinen die wertvollsten Bestandteile zusammen, das Heu verliert dadurch von seinem Nährwert.» Auch für den Boden, sagt er, seien die schweren Maschinen gar nichts, denn er werde dadurch viel zu hart.

Wendolin kommt fast ohne Maschinen aus, weil er ein ganz kleines Heimetli bewirtschaftet. «Der Boden reicht nur für zwei Kühe und die Gebäude sind ‚hundalt‘. Das ist halt eigentlich gar keine Existenz.»

Schon sein Grossvater, der von Beruf Zimmermann war, wollte ein neues Gaden bauen. «Säb isch scho



Selbstgebaute Strasse.



Wendolin Scherrer.

1880 gsi und jetzt isch halt immer no s'glich.» Tatsächlich: Dieser Wendolin ist wieder ganz anders. Und nicht nur er. Der Eindruck einer andern Welt befällt mich beim nächsten Besuch schon oben, am Ende der Strasse, als ich aus dem Auto steige. Unten, in einer sanften, fast runden Mulde liegt die untere Dröscheneegg: Zwei Hektaren Wiesland, im Westen und Osten durch Wald abgeschirmt, das alte Gaden und ein ebenso altes Haus; keine Telefonstangen, keine elektrischen Leitungen und keine Fernsehantenne.

Beim Gaden begrüßen mich zwei braune Geissen. Die beiden bleiben während der Alpzeit zu Hause. Als Milchlieferanten, denn die Kühe und mit ihnen ein Galtling, ein Kalb und die beiden andern Geissen verbringen den Sommer auf der Alp Hengst. Heinrich, der zweitälteste Sohn, besorgt die eigenen und ein paar «Stösse» von andern Bauern auf dieser Alp, die zur Dröscheneegg gehört.

Im Haus dann, komme ich aus dem Staunen nicht mehr heraus. Ueber den Stubenfenstern hängen ein Alphorn und ein «Büchel», die von Wendolins geschickter Hand stammen. In der Ecke, hinter dem Tisch, stehen Galtlingsschelleli, dann holt er eine Backpfeife, verschiedene Holzschalen und einen «Nidler». Alles Gebrauchsgegenstände, die er selbst gefertigt hat. Im Moment schmiedet er runde Esslöffel und versucht Kupferpfannen zu machen, «wil d'Choscht, vor allem d'Nidelzone, usere Chupferpfanne halt ganz andersch schmeckt, als us dene Aluminiumpfanne».

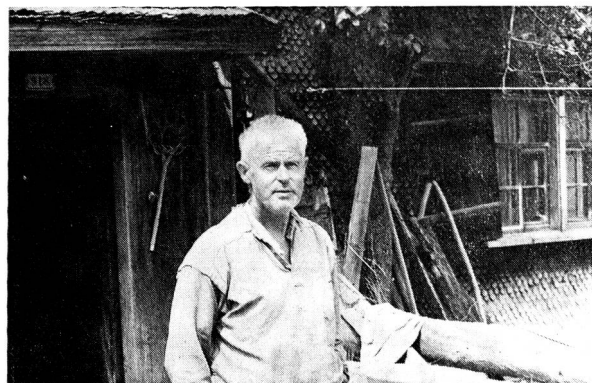
Er macht auch Küferarbeiten und Brunnenstöcke auf Bestellung und flickt was kommt, «segs en Hornschlette oder e Gampiross». Wo man hinschaut, selbstgefertigte Geräte und Gegenstände: Der Brunnenrog vor dem Haus, die neuen Schindeln auf dem Dach, im Schopf steht eine Seilwinde und am Bach lief ein komplettes Sägewerk, bis das Wasserrad von Neidern zertrümmert wurde.

Und schliesslich sagte Wendolin, der älteste Sohn: «Hene Vater, muesch emol no seb Ziit zeige, wo d' selber gmachtet hesch.» Und dann kommt der alte Wendolin tatsächlich mit einer funktionstüchtigen Wanduhr aus Holz und hängt sie am Wandschrank auf. «Wenn die beiden Seitenwände nicht aus Kistenbrettern wären, hätte ich sie nach Amerika verkaufen können», und sein Lachen verrät, dass er heute noch froh ist, dass er für die Seitenwände Kistenholz verwendet hatte.

Beim Weggehen steht er vor der Türe und saugt nachdenklich an seinem Lindauerli. «Etz han i doch so wenig Bode und so wenig Vech und trotzdem z'wenig Ziit för alles, won i gern no mache wör.» Ist so ein Heimetli zu klein?

Zu kleine Wirtschaftsflächen und zu hohe Hypothekarverschuldung — wie werden Obertoggenburger Bauern 1976 damit fertig?

Die hier aufgezeichneten Gespräche und Beobachtungen können diese Frage nicht beantworten. Dagegen sollen sie zeigen, wie vielfältig und eigenständig die Lösung dieser schwierigen Probleme angegangen



Wendolin Giezendanner vor der Haustür.





Heimet in der Dröschenegg.

wird. Mich jedenfalls beeindruckt diese Tatsache in Gesprächen und Begegnungen immer wieder von neuem.

Es ist zu hoffen, dass jede Unterstützung diese Initiative zu eigenen Lösungsmöglichkeiten respektiert und fördert. Hilfe zur Selbsthilfe muss auch hier die Devise sein.

Und noch etwas: Eigentlich sollte das ein Beitrag über das kulturelle Selbstverständnis der hiesigen Bauernbevölkerung werden. Im Laufe der Gespräche wurde mir dann immer klarer, dass wirtschaftliche Eigenständigkeit Voraussetzung für jedes Selbstverständnis, auch das kulturelle, ist. So hat sich im Laufe der Arbeit, in Gesprächen und beim Schreiben, die Fragestellung dieses Beitrages grundlegend verschoben. Aus der Frage nach dem kulturellen Selbstverständnis wurde die Frage nach der wirtschaftlichen Abhängigkeit. Oder in der Abwandlung eines etwas drastisch formulierten Satzes von Bertold Brecht: Erst kommt das Fressen, dann die Kultur.

## Worterkklärungen

Näppis Ueli	Ulrich Bräker, 1735—1798 Kleinbauernsohn, Söldner und Baumwollweber
Fergger	Vermittler von Stickaufträgen
Budik	Werkstatt
Bock	Holzschlitten, zum Transport von Langholz
Heubrögi	Heubühne
Grasbäre	Handwagen mit einem Rad für den Transport von Gras
Chrömli	Biskuits
Gaden	Scheune
Wendeli	Wendolin
Stoss	Alprecht
Büchel	Alphorn, mit gekrümmtem Rohr
Nidler	Holzkelle zum Rahm abschöpfen
Ziit	Uhr
Lindauerli	Tabakpfeife